

Leseprobe:

Meine Welt in Trümmern
Ein historischer Jugendroman

Anja May

Kapitel 1

Leipzig, Juli 1944

Irgendetwas ist anders heute Morgen. Irgendetwas hat mich geweckt. Es ist erst kurz nach sechs Uhr – normalerweise keine Zeit, zu der ich freiwillig aufstehe, wenn nicht gerade die Sirenen heulen.

Gerda schlummert immer noch wie ein Stein im Bett an der gegenüberliegenden Wand. Sie liegt auf dem Rücken, den Arm neben ihrem Kopf angewinkelt wie ein Säugling, und lässt sich auch durch den schmalen Streifen Sonnenlicht, der unter dem Verdunkelungsrollo hindurch auf ihr Gesicht fällt, nicht stören.

Durch das geöffnete Fenster ist deutlich das Geräusch eines Automotors zu hören, der die frühen Vogelstimmen übertönt. Dann verstummt das Geräusch, als hätte das Auto ganz in der Nähe angehalten. Ich spitze die Ohren. Ein Auto ist in unserer Straße ziemlich ungewöhnlich – so ungewöhnlich, dass es mich aus dem Traum gerissen hat. Anscheinend habe ich doch keinen so festen Schlaf mehr wie früher. Nicht, seit uns in Leipzig jederzeit Bomben auf den Kopf fallen können und jedes Motorengeräusch den Anflug eines feindlichen Flugzeugs bedeuten könnte.

Ich schlüpfe aus dem Bett und tappe mit nackten Füßen zum Fenster. Dort schiebe ich das schwarze Rollo etwas zur Seite und luge hinaus. Von meinem Zimmer im ersten Stock schaut man genau in die Krone des alten Apfelbaums im Garten. Seine Äste sind dem Fenster so nahe, dass ich mich nur hinauslehnen und meinen Arm ausstrecken müsste, um sie zu berühren. Oskar ist schon oft durch dieses Fenster in den Baum geflüchtet, wenn er irgendetwas ausgefressen hat und unseren Eltern entwischen wollte. Mutti gefällt das natürlich gar nicht. Er könnte sich ja das Genick brechen. Aber Oskar ist hart im Nehmen. Wenn er nicht erst dreizehn wäre, wäre er am liebsten Soldat.

Ich spähe durch das dichte Geäst des Apfelbaums hindurch auf die Straße. Vor dem Haus der Schmidts, unserer Nachbarn, hat ein Taxi angehalten. Wie seltsam! Bekommen sie Besuch? Der Taxifahrer holt einen Koffer aus dem Kofferraum und geht um den Wagen herum zur Beifahrertür. Offensichtlich will er dem Insassen beim Aussteigen behilflich sein. Doch da wird bereits die hintere Tür aufgerissen und ein Junge springt heraus.

»Ich mach das schon«, sagt er, und seine Stimme trägt durch die morgendliche Stille klar und deutlich bis zu meinem Fenster.

Die Stimme kenne ich doch! Aber durch die dichten Blätter des Apfelbaums kann ich ihn nicht richtig erkennen, sehe nur Fetzen von kastanienbraunem Haar und braunen Hosen. Doch den großen Mann, der auf der Beifahrerseite aussteigt und den Arm des Jungen ergreift, erkenne ich sofort. Das ist Herr Schmidt, unser Nachbar.

Ich sehe, wie Frau Schmidt – oder Tante Martha, wie wir sie seit Kindertagen nennen – die Tür öffnet und ihrem Mann um den Hals fällt. Dabei muss ich auch ein paar Tränen wegblinzeln. Wann wird Vati endlich wieder Fronturlaub haben?

Doch Tante Marthas Freude über die Rückkehr ihres Mannes ist nicht ungetrübt. Die schwarze Augenbinde erinnert daran, dass Herr Schmidt für das Vaterland ein großes Opfer gebracht hat – sein Augenlicht.

Ich beobachte, wie der Junge, den ich noch immer nur von hinten sehe, Tante Martha und Herrn Schmidt ins Haus folgt. Nachdem sich die Tür geschlossen hat, tappe ich zum Kleiderschrank. Gerda murmelt leise im Halbschlaf. Ich bleibe kurz an ihrem Bett stehen und streiche ihr die Haare aus der Stirn. Sie sind so hell und dünn – wie zarte goldene Seidenfäden. Als sie letztes Jahr in die Schule gekommen ist, sah sie viel zu zart aus für den riesigen Lederrücken auf ihrem Rücken, und sie ist auch jetzt kaum kräftiger. Mutti macht sich oft Sorgen, weil das Essen immer knapper wird.

Ich ziehe mein hübschestes Sommerkleid aus dem Schrank, aus feiner, himmelblauer Baumwolle mit Spitzenkragen. Immerhin ist heute Sonntag und ein besonderer Anlass: Herr Schmidt ist wieder da! Vor dem kleinen runden Spiegel neben meinem Bett beginne ich damit, meine langen blonden Haare zu entwirren und zu zwei Zöpfen zu flechten. Ich kann nicht aufhören, an den Jungen zu denken. Die Stimme kam mir so bekannt vor! Aber es ist doch nicht möglich, oder? Ist er wirklich den ganzen Weg aus Schlesien gekommen?

* * *

»Mutti, Herr Schmidt ist heute Morgen heimgekehrt«, verkünde ich am Frühstückstisch, während ich mein Brot mit Marmelade bestreiche. Es ist die selbst gemachte Johannisbeermarmelade von Omi, die um Welten besser schmeckt als diese undefinierbare »Vielfrucht«-Marmelade, die wir auf unsere Zuckermarken erhalten.

Die Sonne scheint durch die dünnen Spitzenvorhänge am Esszimmerfenster direkt auf meinen Platz. Wieder blicke ich am Apfelbaum vorbei zum Nachbarhaus und es kribbelt in meinem Bauch. Ich weiß nicht, weshalb mich die Vorstellung, Herrn Schmidt zu besuchen, so nervös macht.

»Ich dachte, dass ich ihm vielleicht einen Willkommensgruß vorbeibringen könnte«, füge ich hinzu.

Mutti nickt. »Oskar, nicht kippen! Ja, das ist eine nette Idee. Wir haben noch eine Flasche guten Cognac im Keller. Und die Pflaumen aus dem Garten. Gerda, iss bitte dein Brot auf, bis heute Mittag gibt es nichts mehr!« Mutti wendet sich mir zu. »Richte ihm meine besten Wünsche aus. Ich würde gern mitkommen, aber ich muss gleich ins Frauenwerk.«

»Ich weiß.« Ich finde es gut, dass sie sich so engagiert, aber das lässt ihr nicht viel Zeit zu Hause. Und dann bleibt es immer an mir hängen, Oskar und Gerda zu beaufsichtigen. Und auf Oskar könnte ich wirklich verzichten. »Ich muss aber später auch zum Dienst.«

»Erzählt uns Fräulein Hagebusch dann wieder Geschichten, Mutti?«, fragt Gerda mit leuchtenden Augen. Ihre Mundwinkel sind mit Marmelade verschmiert. Auch auf der blütenweißen Tischdecke befinden sich Spuren ihrer Marmeladenfinger. Aber die muss zum Glück nicht ich waschen.

Mutti beugt sich zu ihr rüber und wischt ihr den Mund mit einer Serviette ab. »Das können wir sie gern fragen, Mäuschen.«

»Das ist langweilig«, murrte Oskar. »Ich wollte doch heute mit Walter und Karli kicken gehen.«

»Ich glaube nicht, dass Walter Lust dazu hat, wenn sein Vater gerade nach Hause gekommen ist«, sage ich.

»Ja, lass du mal die Schmidts heute in Ruhe«, stimmt Mutti zu, während sie sich nach hinten lehnt und unseren Volksempfänger anstellt. Der steht direkt hinter dem Esstisch auf der Anrichte, damit wir jederzeit die Nachrichten hören können.

Die Härchen an meinen Armen richten sich auf, als ich daran denke, wie vor einigen Tagen die Meldung über das Attentat auf den Führer kam. Den ganzen Abend haben wir vor dem Rundfunk geklebt – Mutti, ich und Herr Schlieffer, ein anderer unserer Untermieter. Ich verstehe nicht, wie jemand so etwas tun kann! Was soll denn aus Deutschland werden, wenn der Führer nicht mehr da ist?

Momentan bringen sie ein Stück aus Wagners Lohengrin. Ich seufze leise. Vati hat mir versprochen, dass wir in die Oper gehen, wenn er das nächste Mal Heimaturlaub hat. Hoffentlich kommt er bald.

* * *

Eine Stunde später klinge ich bei Schmidts. Als die Tür aufgeht, klappt mir die Kinnlade herunter. Vor mir steht der Junge, der mit Herrn Schmidt aus dem Taxi gestiegen ist. Und er starrt mich genauso sprachlos an wie ich ihn. Schnell mache ich den Mund wieder zu.

»Anton?«, bringe ich schließlich hervor. »Du bist es wirklich!«

Anton Köhler. Ich hab doch gewusst, dass mir die Stimme bekannt vorkam, auch wenn sie tiefer geworden ist. Sie hat immer noch diesen beruhigenden, melodischen Klang.

Aber warum sagt er denn nichts? Erkennt er mich nicht wieder? Will er mich nicht hereinlassen? Er hebt seine Hand, lässt sie dann aber wieder sinken. Mein Blick fällt auf seine Finger, schöne, schlanke Finger. Musikerhände.

Ich schlucke. »Hast du Herrn Schmidt nach Hause gebracht?«, frage ich. Tante Martha ist wirklich seine Tante – die Schwester seiner Mutter aus Schlesien. Früher hat er uns oft in den Sommerferien besucht, aber das letzte Mal ist schon ein paar Jahre her.

Er nickt. Noch immer sagt er kein Wort, als hätte es ihm die Sprache verschlagen.

»Also ... darf ich reinkommen?« Ich halte den Korb hoch, um ihm zu zeigen, dass ich etwas mitgebracht habe.

Das scheint ihn endlich aus seiner Starre zu lösen.

»Äh, ja, klar«, sagt er mit heiserer Stimme und tritt zur Seite. Dabei stößt er mit der Schulter gegen die Tür, sodass sie mit lautem Knall gegen die Wand schlägt. Ich zucke zusammen. Er auch. Wir schauen uns an und endlich scheint der Bann gebrochen. Wir lachen beide.

Während ich mich an ihm vorbeischlängele, klopft mir das Herz bis zum Hals. Dabei ist er doch nur ein alter Freund. Jemand, mit dem ich früher geschnattert habe, wie mir der Schnabel gewachsen ist. Aber wie er sich verändert hat! Beinahe einen Kopf größer als ich ist er jetzt und kräftiger geworden. Nur seine Augen sind noch so braun, wie ich sie in Erinnerung habe. Auch die geschwungenen Lippen, die seine Gefühle besser ausdrücken, als ihm das mit seinen Worten gelingt. Mir wird bewusst, dass ich auf seinen Mund starre, und ich reiße mich los, um ins Wohnzimmer der Schmidts zu gehen. Meine Wangen brennen.

Dort überreiche ich Tante Martha den Korb, den Mutti mir mitgegeben hat, und wende mich Herrn Schmidt zu. Die schwarze Augenbinde verleiht seinem Gesicht einen verwegenen Anschein. Ein bisschen wie ein Pirat. Bei diesem Gedanken fühle ich mich sofort schuldig. Er wird nie wieder sehen können!

Kurz entschlossen gehe ich auf ihn zu und ergreife seine Hand, die warm und stark wirkt, wie die von Vati. »Herr Schmidt, ich wollte Ihnen sagen, wie sehr ich Ihren Einsatz bewundere. Sie sind ein echter deutscher Held. Wenn wir nicht Soldaten und Offiziere wie Sie und meinen Vati hätten, die bereit sind, solche Opfer zu bringen ...«

Meine Stimme verklingt. Irgendetwas in seinem Gesicht hat mich zum Stocken gebracht. Seine Wangenmuskeln zucken kurz. Liegt es an der Augenbinde, dass er so starr und unnahbar wirkt?

»Das sind aber wirklich eine ganze Menge Pflaumen«, sagt Tante Martha in die Stille hinein.

Erst als ich ihre Stimme höre, merke ich, dass alle im Raum uns beobachten. Beschämt lasse ich Herrn Schmidts Hand los und trete einen Schritt zurück. Habe ich etwas Dummes gesagt? Unwillkürlich drehe ich mich zu Anton um. Aber selbst er begegnet meinem Blick nicht.

Als Herr Schmidt mich über Vati ausfragt, fange ich mich langsam wieder. Ich erzähle ihm von den Verletzungen, die er sich durch Granatsplitter zugezogen hat. »Sobald sein Bein voll belastungsfähig ist, wird er sicher wieder eingesetzt«, schließe ich. »Werden Sie auch wieder an die Front zurückkehren?« Kaum ist mir die Frage rausgerutscht, möchte ich sie auch schon wieder zurücknehmen.

Herr Schmidt schnaubt. »Was sollen die mit einem blinden Soldaten anfangen?« Seine Stimme klingt hart und abweisend. Es fühlt sich an wie eine Ohrfeige.

Ich senke den Blick. Natürlich war das eine dumme Frage. Ich habe einfach nicht nachgedacht, bevor ich gesprochen habe. Manchmal passiert mir das, wenn ich aufgeregt bin. Ich schiele zu

Anton hin. Er schaut mich nicht an, betrachtet nur scheinbar ganz fasziniert seine Fußspitzen. Was er jetzt wohl von mir denkt? Und warum sollte mich das kümmern? Er fährt doch ohnehin bald wieder nach Breslau zurück! Wer weiß, wann wir uns wiedersehen – und ob der Krieg bis dahin vorbei ist.

Kapitel 2

Luise, bringst du bitte das alte Ding in den Keller? Das steht jetzt seit Wochen hier rum und wird nicht schöner.«

Mutti rauscht an mir vorbei, mit Kopftuch und Schürze, den weißfedrigen Staubwedel in der Hand. Bevor ich überhaupt etwas sagen kann, ist sie schon in der Stube verschwunden. Der Putzfimmel hat sie mal wieder gepackt. Immer wenn sie so hektisch herumwuselt, würde ich ihr am liebsten aus dem Weg gehen. Aber natürlich sind wir alle dazu verdonnert worden, mitzuhelfen. Oskar zupft im Garten Unkraut aus den Gemüsebeeten und als ich meinen Besen an die Wand lehne, sehe ich durch die geöffnete Tür, wie sie Gerda den Staubwedel in die Hand drückt und danach in die Küche eilt.

Ich trete zu der Stehlampe in der Ecke, die Mutti gemeint hat. Der Lampenschirm ist aus rotem Samt gefertigt, hat aber einige Löcher und Brandflecken. Es ist vielleicht gar keine schlechte Idee, sie in den Keller zu bringen. Da es eine Öllampe ist, können wir sie im Falle eines Stromausfalls beim nächsten Luftangriff, der bestimmt kommt, sicher gut gebrauchen.

Ich packe den Lampenständer mit beiden Händen – sie wiegt mindestens einen Zentner – und stolpere damit die Treppe zum Keller hinunter. Mit dem Ellbogen drücke ich die Klinke herunter und stoße die schwere Stahltür mit der Schulter auf. Sie klemmt mal wieder und quietscht entsetzlich, als ich mich mit meinem ganzen Gewicht dagegenwerfe. Neben der Stahltür, die extra eingesetzt wurde, um den Keller in einen Luftschutzkeller zu verwandeln, geht noch eine weitere Tür in den Waschraum ab. Sie steht meist offen, damit es nicht schimmelt, nachdem Mutti die Wäsche dort in dem großen Zuber gekocht hat.

Muffiger Kellergeruch schlägt mir entgegen. Eine nackte Glühbirne taucht den Raum in fahles Licht. Wie einladend! Ich setze schnaufend die Lampe auf dem Zementboden ab und blicke mich um. Warum sollte ich eigentlich gleich wieder hochgehen? Hier bin ich erst mal sicher. Mutti ist wahrscheinlich so beschäftigt, dass sie gar nicht merkt, wenn ich nicht wiederkomme. Außerdem kann man sich hier unten ganz gut die Zeit vertreiben. Nach und nach haben wir im Keller alles gelagert, was wir für die Luftangriffe brauchen. In der Ecke stapeln sich Kisten und Kartons – all die brennbaren Sachen, die wir auf behördliche Anordnung vom Dachboden räumen mussten. Über eine Bücherkiste haben wir eine Tischdecke gebreitet, sodass sie gleichzeitig als Abstelltisch dient.

Mir fällt ein, dass sich in der Kiste vielleicht meine *Nesthäkchen*-Reihe befindet, die ich vor einiger Zeit gesucht habe. Als ich klein war, waren das meine Lieblingsbücher und ich würde sie gern Gerda vorlesen. Falls Mutti und Vati sie nicht weggeschmissen haben, müssten sie noch da drin sein.

Ich ziehe die Tischdecke von der Kiste und setze mich daneben auf den kalten Boden, um die Bücher zu durchsuchen. Jeden Einband betrachte ich genau, bevor ich ihn zur Seite lege.

Vielleicht finde ich bei der Gelegenheit ja noch ein anderes interessantes Buch. Der Boden der Kiste ist schon in Sicht, aber immer noch keine Spur von Nesthäkchen.

Da fängt ein Titel meine Aufmerksamkeit ein. Es ist das vorletzte Buch, das ich in den Händen halte. *Im Westen nichts Neues*, von Erich Maria Remarque. Ich runzle die Stirn. Der Name kommt mir bekannt vor. Ich lasse die dünnen Seiten an meinem Daumen entlanggleiten. Der Geruch von altem Papier steigt davon auf. Ich überfliege eine Seite. Da geht es um eine Kompanie, um Soldaten, um Krieg ...

Jetzt fällt es mir ein! Remarque – den Namen kenne ich aus dem Deutschunterricht. Ein verbotener Autor. *Undeutsch*, hatte unser Lehrer gesagt, *zersetzend*. Ich höre noch seine Stimme: »Der Versuch jüdisch-bolschewistischer Autoren, das Deutschtum zu untergraben.« Warum haben meine Eltern dieses verbotene Buch aufbewahrt? Oder wissen sie nicht, dass es sich in der Kiste befindet?

Ich schlage die erste Seite auf. Ich möchte nur einmal kurz hineinlesen. Dann verstehe ich vielleicht, was an dem Buch so verboten ist.

* * *

»Luise? Wo bist du?«

Ich zucke zusammen und schlage das Buch zu, gerade als Mutti den Kopf zur Kellertür reinsteckt.

»Ach, hier steckst du! Was treibst du hier unten? Ich suche dich schon ewig.«

Hastig verstecke ich das Buch hinter meinem Rücken. »Ich bin mal wieder an den Büchern hängen geblieben«, sage ich mit schuldbewusster Miene.

Jetzt fällt ihr Blick auf die überall auf dem Boden verteilten Bücher. »Wie sieht es denn hier aus?«

»Ich bringe das gleich in Ordnung.«

»Ach was, dazu ist jetzt keine Zeit. Ich dachte, du musst zum Dienst.«

Erschrocken blicke ich zur Uhr an der Kellerwand. Schon kurz vor drei! Ach du Schreck! Ich war so versunken in die Geschichte, dass ich gar nicht gemerkt habe, wie die Zeit vergeht.

»Ich muss los!«, rufe ich und springe auf.

Mutti stützt die Hände in die Hüften. »Und ich soll wieder hinter dir herräumen, oder wie?«

Schon drängele ich mich an ihr vorbei, die Treppe hinauf. »Später«, rufe ich zurück.

Ich darf jetzt keine Zeit verlieren. In einer Viertelstunde muss ich in einwandfreier Uniform auf dem Sportplatz antreten. Zum Glück liegen die Sachen schon bereit. Die weiße Bluse ist – Fräulein Hagebusch sei Dank – frisch geplättet und das kleine Dreieck mit unserem

Gebietsnamen wieder sauber auf dem Ärmel aufgenäht. Rasch ziehe ich den dunkelblauen Rock und die braune Kletterweste an – heute nur mit Widerwillen, denn es ist heiß und man schwitzt unter dem ledernen Teil so schrecklich.

Während ich schon aus dem Zimmer spurte, binde ich noch das gerollte schwarze Dreieckstuch um den Hals und ziehe es durch den Lederknauf, der es vorne zusammenhält. Schön ist die Einheitsuniform vom Bund Deutscher Mädel wahrlich nicht. Aber ich weiß noch, wie stolz ich war, als ich sie zum ersten Mal anziehen durfte – damals, als ich mit zehn Jahren den Jungmädeln beigetreten bin.

Ich nehme zwei Stufen auf einmal und stoße beinahe mit Gerda zusammen. Ihre großen, himmelblauen Augen blicken mich neidisch an.

»In zwei Jahren kannst du mitkommen«, sage ich und wuschele ihr rasch durchs Haar. Dann bin ich aus der Tür hinaus.

* * *

Völlig außer Atem und mit stechenden Seiten trudele ich auf dem Sportplatz ein, wo sich die anderen Mädels bereits in Reih und Glied aufgestellt haben. Gott sei Dank schwatzen die meisten noch und kümmern sich nicht um mich. Nur ein paar blicken mir vorwurfsvoll entgegen. Ich verziehe schuldbewusst das Gesicht, als Gertrud mich entdeckt und auf mich zukommt. Unsere Mädelschaftsführerin kann mit einem einzigen Blick rügen oder loben. Heute spiegeln ihre braunen Augen Enttäuschung und Unverständnis wider.

»Tut mir leid«, flüstere ich und schaue sie flehend an. Es tut mir wirklich leid. Ich will Gertrud nicht in Schwierigkeiten bringen. Sie hat für »ihre Mädel« die Verantwortung vor den anderen Führerinnen und muss dafür geradestehen, wenn ich zu spät komme.

Gertruds Gesichtsausdruck wird weicher. Sie schaut mich fest an, dann nickt sie in Richtung der anderen. Ich stelle mich rasch auf meinen gewohnten Platz.

Hannelore stößt mich mit dem Ellbogen sanft an. »Mensch, Luise, musst du aber auch immer aus der Reihe tanzen?«

»Was heißt hier immer? Ich habe nur –« Ich breche ab, als unsere Scharführerin Helene vor uns auf den Platz tritt. Zwanzig Jahre alt, groß und stämmig und mit einem kantigen Gesicht hat sie mich schon immer eingeschüchtert. Gertrud ist nur zwei Jahre älter als wir, aber sie wirkt so erwachsen mit ihrem strengen Dutt. Wir alle schauen zu ihr auf – sie ist fair zu uns und glaubt an Deutschland.

Helene überblickt die in Dreierreihen vor ihr aufgestellten Mädchen und bläst in ihre Trillerpfeife. »Achtuuung, still gestandeeen!« In soldatischer Manier zieht sie die letzten Silben in die Länge.

Sofort verstummen die Gespräche. Wir richten uns auf und heben den Arm zum Hitlergruß. Gertrud tritt zu Helene heran und streckt den rechten Arm aus. »Mädelscharführerin, ich melde, zehn BDM-Mädel der BDM-Mädelschaft 1 zum Appell angetreten.«

Die übrigen Führerinnen unserer Schar machen die gleichen Meldungen. Erst dann erklingt das »Rührt euch«.

Erleichtert lasse ich den Arm sinken und ziehe die leidige Kletterweste herunter. Das verflixte Ding rutscht immer wieder hoch. Ich fühle mich jetzt schon verklebt und nass.

»Mädels, der Sportnachmittag fällt heute aus«, ruft Helene. Alle atmen hörbar auf. Auch ich habe keine große Lust, an diesem heißen Augustnachmittag Leichtathletik zu betreiben. Sowieso mag ich Sportnachmittage am wenigsten von all unseren Aktivitäten beim Bund Deutscher Mädel. Völkerball und Kugelstoßen können mich einfach nicht begeistern. Viel lieber habe ich die Sing- und Musizierabende. Aber leider finden die in letzter Zeit immer seltener statt, weil der Krieg auch an der Heimatfront Opfer von uns fordert. Auch heute wieder, verkündet Helene, wurden wir dazu eingeteilt, bei der Trümmerbeseitigung zu helfen.

Während wir an unseren Einsatzort marschieren, natürlich im Gleichschritt, ruft Gertrud uns zu: »Ein Lied!«

Die Fähnleinträgerin, die an der Spitze läuft und die Fahne hoch in die Luft hält, stimmt an: »Nur der Freiheit gehört unser Leben ...« Ihr dreieckiger Wimpel hängt in der Windstille kläglich herunter.

Ich singe aus voller Kehle mit, erst dieses Lied, dann eine Menge Volkslieder, die mir besser gefallen als die soldatischen Marschlieder. Beim Singen vergeht die Zeit wie im Flug. Meine Füße klappern wie von allein über das Pflaster, während Gertruds Dutt in meinem Blickfeld auf und ab wippt.

Je näher wir der Innenstadt kommen, desto größer wird die Zerstörung. Die Straßen sind mit Kratern übersät, die den Verkehr behindern. Viele Straßenbahngleise müssen erst wieder repariert werden. Häuserskelette säumen unseren Weg. Wo mögen die Bewohner jetzt untergekommen sein? Überall hängen Schilder, die Plünderei untersagen. Jeder weiß, dass darauf schwere Strafen stehen.

»So, Mädels«, sagt Gertrud, als sie schließlich anhält. Wir stehen vor mehreren eingestürzten Häusern. Straße und Gehweg sind mit Trümmerstücken, Schutt und Staub übersät. Ein paar Kinder spielen Verstecken zwischen den Geröllbrocken.

»Wie ihr seht, gibt es hier für uns eine Menge Arbeit. Aber wir wollen alle rechtschaffen mit anpacken und damit zu Deutschlands Sieg beitragen. Dort drüben teilen sie Schubkarren und Schaufeln aus. Also dann, auf ans Werk, nicht wahr?«

Jetzt, da wir nicht mehr formell marschieren, dürfen wir auch wieder miteinander quatschen. Das nutzen die Mädel natürlich sofort aus. Als wir uns zu der Verteilerstelle für Werkzeuge begeben, gibt es auch gleich ein Gesprächsthema. Eine Gruppe Hitlerjungen, etwa in unserem

Alter, steht ebenfalls dort an. Hannelore und Irmgard, die Zwillinge, die wir alle nur als die Unzertrennlichen bezeichnen, kichern, als sich einer der Jungs zu uns umdreht.

»Das ist doch der Seb, aus der Parallelklasse«, flüstert Irmir mir zu.

»Kann sein.« Ich finde ihn ziemlich doof, nur Muskeln, aber nix im Kopf. Anton ist zwar nicht so kräftig gebaut, aber dafür hat er warme braune Augen, in denen man sich verlieren kann.

Anton. Warum denke ich ausgerechnet jetzt an ihn? Er ist doch schon seit Wochen fort. Bei unserem letzten Treffen habe ich ihm die Mozartsonate am Klavier vorgespielt, die ich neu eingeübt hatte. Dabei glaubte ich, zwischen uns wieder diese alte Verbindung von früher zu spüren. Wir haben uns so oft ausgemalt, wie es wäre, gemeinsam zu musizieren – ich am Klavier, er mit der Geige, denn dieses Instrument liebt er ganz besonders. Doch dann hat er mir mitgeteilt, dass sein Vater gestorben ist und er nun in seine Fußstapfen treten muss.

»Also wirst du Uhrmacher?«, habe ich ihn gefragt und meine Enttäuschung kaum verbergen können.

»Was ist mit deiner Musik? Unserem gemeinsamen Traum. Weißt du noch?«

In seinen Augen sah ich, dass er genau wusste, wovon ich sprach, aber dann bewölkte sich sein Blick. »Ich kann nicht mal ein Instrument spielen.«

»Du könntest es noch lernen.«

»Und wer verdient inzwischen das Geld?«

Da wurde mir klar, dass unser Traum von einem gemeinsamen Besuch der Musikhochschule wohl genau das bleiben würde – ein Traum.

»Ob ich mich ganz unauffällig zu den Jungs gesellen soll, während wir am Aufräumen sind?«, fragt Hanni in dem Moment und reißt mich aus meinen Gedanken.

»Du kannst ja so tun, als ob du die Steine allein nicht heben könntest«, schlägt Irmir vor. Wieder kichern alle.

»Mädels, ihr benehmt euch ja wie ein Haufen aufgeschuchter Hühner, nur wegen ein paar kleiner Jungs«, sagt Gertrud, die plötzlich neben uns steht. Sie schüttelt den Kopf, aber in ihren Augen sehe ich das Lächeln. Ich kann ihr nur im Stillen beipflichten.

»Vergesst nicht, wir sind hier, um zu arbeiten«, fügt sie hinzu. »Für Deutschland.«

»Für Deutschland«, ertönt das halbherzige Echo meiner Kameradinnen.

* * *

Die Sonnenstrahlen fallen mir schräg in die Augen. Ich blinzele heftig, was auch an dem Schweiß liegt, der mir von der Stirn rinnt. Es geht dem Abend zu, das heißt, dass wir schon seit mehreren Stunden hier am Schuften sind. Tatsächlich arbeiten meist zwei Mädchen und zwei Jungs

zusammen, da viele der Trümmerteile einfach zu schwer sind, als dass wir sie allein bewegen könnten. Ich habe mich allerdings zu Gertrud gesellt und Seite an Seite mit ihr meist schweigend gearbeitet. Jetzt lasse ich mich auf einen umgestürzten Hydranten sinken, um auszuruhen. Die Kletterweste habe ich längst ausgezogen und um den Griff der Schubkarre gewickelt, die Ärmel meiner Bluse, inzwischen graubraun vom Staub, heraufgeschoben. Auch die dicken Lederhandschuhe ziehe ich nun aus und lasse sie fallen.

»Gute Arbeit, Luise«, sagt Gertrud, die vor mir steht.

Ich lächle. »Dann bist du mir nicht mehr böse?«

»Ich kann dir doch nie lange böse sein«, erwidert sie und streift sich ebenfalls die Handschuhe ab. Über ihre Wangen zieht sich ein schwarzer Schmutzstreifen, aber ich sehe bestimmt nicht sauberer aus. Dann überblickt sie unsere Arbeit und seufzt. »Wenn du nur nicht immer mit dem Kopf in den Wolken hängen würdest. Du hast so viel Potenzial, das habe ich dir schon oft gesagt. Du könntest Führerin sein ...«

»Ich weiß.« Ich kratze mit der Spitze meiner staubigen Schuhe über den Boden.

»Warum möchtest du denn nicht?«

»Ist mir zu viel Verantwortung.« Und dann würde mir doch nicht mehr genug Zeit zum Klavierüben bleiben, oder für die Schule. Auch wenn ich bereit bin, viel fürs Vaterland zu tun, hört meine Opferbereitschaft auf, wenn es ums Klavierspielen geht. Doch das kann ich Gertrud natürlich nicht auf die Nase binden.

»Aber gerade solche Mädels wie dich braucht unsere Jugend.«

Ich zucke mit den Schultern. Der Duft von Kartoffelsuppe und Würstchen zieht mir in die Nase. Auf einer Wiese in einiger Entfernung wird von fleißigen Helfern gerade in einer großen Gulaschkanone das Abendessen zubereitet.

»Gehen wir essen?«, frage ich.

Gertrud willigt ein.

Mit Suppenschüssel und Löffel bewaffnet suche ich mir wenig später wieder meinen Sitzplatz auf dem Hydranten, etwas abseits von der Gruppe der anderen Mädels. Für deren Kindereien habe ich gerade keinen Kopf. Ich will mich nur ausruhen und die heiße Suppe löffeln. Das tut gut. Ich beobachte Margot und Franzi, die sich trauen, bei den Jungs zu stehen und mit ihnen zu albern.

Da höre ich hinter mir ein leises Winseln. Erst glaube ich, es mir nur eingebildet zu haben, aber es ertönt noch einmal. Ich stelle die Suppenschüssel auf meinem Schoß ab und wende mich um, blinzele gegen die Sonne. Was ist das für ein klägliches Geschöpf? Halb kriechend, halb hüpfend bewegt es sich durch die Trümmer und gibt dabei leise Winsellaute von sich.

Ein Hund! Aber ihm sind beide Hinterbeine halb abgerissen. Die Beinstümpfe hinterlassen eine Spur im Staub. Immer wieder stößt das arme Tier mit der Schnauze auf den Boden, während es voranrobbt. Sein Fell ist von Dreck so verkrustet, dass die ursprüngliche Farbe nicht mehr sichtbar ist.

Ich merke, wie mir Tränen in die Augen steigen und mit einem Mal ist mein Hunger ganz weg. Haben seine Besitzer ihn verlassen, oder sind sie selbst tot? Vielleicht hat er das Essen gerochen und kommt deshalb auf mich zu. Ich stelle ihm die Schüssel hin. Gierig leckt er die Suppe auf. Das halbe Würstchen schlingt er mit einem Happen herunter. Seine Rippen stechen hervor und er macht ein röchelndes Geräusch, wenn er schluckt. Ich drehe mich weg. Ich kann mir dieses Elend nicht ansehen, ohne in Tränen auszubrechen.

»Luise, ist alles in Ordnung?« Gertrud kommt mit besorgtem Gesichtsausdruck auf mich zu.

Ich kann nur auf die Gestalt zu meinen Füßen deuten. Gertrud schaut kurz auf das Tier, dann legt sie mir einen Arm um die Schulter und zieht mich fort.

»Aber wir müssen ihm doch helfen«, protestiere ich und löse mich von ihrem Arm.

»Das können wir nicht«, erwidert sie ruhig.

»Ihn zu einem Tierarzt bringen oder so«, beharre ich.

»Luise, wir haben kaum genug Ärzte für unsere verwundeten Soldaten. Wie können wir da einen besitzerlosen Hund –«

»Aber er leidet«, presse ich hervor.

»Schon gut. Wir kümmern uns darum.«

»Und wie?«

»Warte hier!« Sie spricht mit ihrer Befehlsstimme, der ich mich nicht widersetzen kann, und bugsiert mich am Arm zu den anderen Mädchen. Ich bin zu aufgewühlt, um auf deren besorgte und neugierige Fragen zu antworten. Ich beobachte, wie Gertrud mit einem Polizisten in der Nähe spricht und auf den Hund deutet. Bittet sie ihn, das Tier zu einem Arzt zu bringen?

Als der Polizist seine Pistole zieht, erstarre ich vor Schreck. Ich will auf ihn zurennen und seinen Arm ergreifen, aber ich kann mich nicht rühren. Ein Schuss durchbricht die Stille der Abenddämmerung. Viele Mädchen schreien auf, aber ich höre es kaum. Meine Augen werden trocken, weil sie so weit aufgerissen sind. Ich sehe das Tier von hier aus nicht, aber das brauche ich auch nicht.

Gertrud kommt wieder zu uns. »Keine Panik, Mädels«, sagt sie, und dann zu mir, während sie eine Hand auf meinen Arm legt: »Ihm ist jetzt geholfen.«

Ich starre sie an, als würde ich sie zum ersten Mal sehen. Gertrud, unsere geliebte Gertrud! Wie kann sie nur so herzlos sein?

Kapitel 3

Die Sommerferien sind vorbei. Ich freue mich darauf, meine Schulfreundinnen wiederzusehen und eine Ablenkung zum BDM-Alltag und Kriegseinerlei zu haben. Oskar ist weniger begeistert über den Beginn der Disziplin und das Ende der herrlichen Freiheit des Sommers.

Im Haus herrscht eine frühmorgendliche Betriebsamkeit wie schon lange nicht mehr. Oskar packt seinen Ranzen mit einer Miene, als würde es zu seiner Hinrichtung gehen. Mutti ermahnt Gerda noch einmal, bloß den Rückweg nicht allein anzutreten, sondern auf Fräulein Hagebusch zu warten.

Ich schmiere ein Butterbrot für mich und Oskar.

»Vielleicht steht die Schule ja nicht mehr«, sagt Oskar hoffnungsvoll, als er sein Brot einsteckt.

Ich verpasse ihm einen Nasenstüber. »Du solltest froh sein, dass es unsere Schule noch gibt. Lernen ist ein Privileg, besonders in diesen Zeiten.«

Er zieht eine Grimasse, aber ich tue so, als sähe ich es nicht, und verkneife mir ein Grinsen. Nachdem er seinen Ranzen aufgesetzt hat, ziehe ich ihn am Tragriemen nach draußen. Mutti und Gerda verabschieden sich, um zu Gerdas Volksschule zu gehen, während wir in die andere Richtung abbiegen.

»Und wenn ein Alarm kommt, lauft ihr sofort zum nächsten Luftschutzbunker«, ruft Mutti uns hinterher.

Der Schulweg dauert gut dreißig Minuten zu Fuß, doch das macht mir an einem sonnigen Septembermorgen wie heute nichts aus. Unsere Oberschule hat einen Flügel für Mädchen und einen für Jungen. Die schöne backsteinfarbene Jugendstilfassade ist tatsächlich heil geblieben. Auf dem Hof haben sich schon einige Gruppen von Mädels und Jungs gebildet, die beisammenstehen und schwatzend ihr Wiedersehen feiern. Die Jüngeren rennen wild durch die Gegend. Als Oskar seine Klassenkameraden erblickt, springt er sofort auf sie zu. Ich geselle mich zu den Unzertrennlichen, Hannelore und Irmgard, die zusammen mit Margot auch in meiner BDM-Mädelschaft sind.

»Na, Luise, heute mal nicht zu spät«, scherzt Hanni.

Ich bedenke sie mit einem gespielt bösen Blick.

»Hach Kinder, ist das schön, wieder hier zu sein«, ruft eine helle Stimme hinter mir und Ursula fällt mir lachend um den Hals.

»Wie war es auf dem Land?«, frage ich sie, als sie sich von mir gelöst hat.

»Hach, prima war's. Gar keine Bombenangriffe gab's dort, denkt mal. Das kann man sich hier gar nicht mehr vorstellen. Und gute Luft und gutes Essen.« Sie lacht erneut mit ihrem rundlichen Gesicht, das immer freundlich und offen wirkt.

»Es scheint dir gut getan zu haben«, sage ich. Sie hat wirklich Farbe bekommen und ein wenig zugelegt. Wir haben uns schon immer gut verstanden, auch wenn es zwischen uns regelmäßig einen gut gemeinten Wettstreit um den Platz der Klassenersten gibt.

Sie hakt sich bei mir unter und zieht mich die Eingangstreppe hoch. »Ist alles beim Alten bei dir?«, fragt sie mit ihrer quirligen, kaum zu bremsenden Art.

»Wir durften den ganzen Sommer Trümmer schleppen. Da hast du dich fein gedrückt.«

»Ja. Aber ich bin auch froh, wieder daheim zu sein. Und in die Schule zu gehen mit euch. Ob die Lehrer alle noch da sind?«

»Der Scheiber kann von mir aus wegbleiben«, murmle ich. »Er schafft es, Musik zum langweiligsten Fach zu machen, und gemein ist er obendrein. Aber auf Herrn Steuzelrather und Frau Hamm freue ich mich.«

Wir steigen die Treppenstufen hinauf zu unserem gewohnten Klassenzimmer im rechten Flügel.

»Herzlich willkommen zurück, Klasse 9a!«, steht an der Tafel. Herr Steuzelrather, unser Klassenlehrer, ist noch nicht anwesend. Dementsprechend herrscht im Raum eine Lautstärke, die jedem Unteroffizier auf dem Kasernenhof alle Ehre gemacht hätte.

Ursula zuckt mit den Schultern und wir setzen uns in die erste Reihe, wie immer. Noch immer überbieten sich die Mädchenstimmen gegenseitig in Tonhöhe und Lautstärke. Es klingt so schrill, dass ich mir die Ohren zuhalten möchte. Schließlich will ich nicht mit fünfzehn so taub werden wie Beethoven.

Mein Blick schweift über die Mädels. Es sind mehr geworden seit den Sommerferien. Um die vierzig Schülerinnen, wenn ich mich nicht verzählt habe. Einige Gesichter sind mir völlig unbekannt. Zum Beispiel das stämmige Mädchen mit rotem Gesicht unter den fahlen Haaren. Sie steht an ihrem Platz und um sie herum scharen sich mehrere andere, die ihrer durchdringenden Stimme lauschen. Bei all dem Lärm verstehe ich nicht, was sie sagt.

Ganz hinten in der Ecke fällt mir ein weiteres Mädchen auf. Sie sitzt allein am Fenster und es wirkt, als hätte sich um sie herum eine Blase gebildet, eine Art luftleerer Raum, der sie von den anderen abgrenzt. Die neben ihr lustig schnatternden Mädels schenken ihr keine Beachtung. Ihre dunkelbraunen Haare sind sehr lang und fallen ihr als glänzender Vorhang halb ins Gesicht. Sie versteckt sich regelrecht dahinter. Ich kann nur erkennen, dass sie eine Brille trägt. Sie blickt stur auf den Tisch, die schmalen Schultern angespannt.

Die Tür geht auf und ich drehe mich wieder um. Als ich Herrn Steuzelrather sehe, springe ich sofort auf, mit mir Ursel. Er geht gelassen zu seinem Pult und legt seine Ledertasche darauf ab. Ohne ein Wort zu sagen oder auch nur einen Blick in die Runde zu werfen, öffnet er die

Schnappverschlüsse und holt Etui und eine Mappe hervor. Nach und nach bemerken die anderen Schülerinnen seine Anwesenheit. Der Lärm verebbt.

Herr Steuzelrather hat eine Ausstrahlung, die Respekt einflößt, ohne dass er viel dafür tun muss. Nachdem alle aufgestanden sind und Ruhe eingekehrt ist, lächelt er uns zu. Sein grauer Schnauzbart und die ausdrucksstarken Augenbrauen heben sich ein wenig. Als er meint, lange genug gewartet zu haben, begrüßt er uns.

»Guten Morgen, Herr Steuzelrather«, schallt es zurück, bevor sich alle setzen.

»Wie ihr vielleicht schon erfahren habt, wurde unsere Klasse mit Schülerinnen aus dem Nachbargymnasium zusammengelegt, das bei einem Luftangriff im Juli stark beschädigt wurde, sodass dort nur noch eingeschränkt Unterricht stattfinden kann. Es ist ein Wunder und Glück, dass unsere Schule noch steht und es möglich ist, in ihr zu unterrichten und zu lernen. Deshalb erwarte ich von euch allen, dass ihr mit Eifer und Fleiß dieses neue Semester bestreitet. Ich werde jetzt die Namen verlesen und bitte die entsprechenden Schülerinnen, sich zu erheben, damit wir uns alle kennenlernen können.«

Gespannt verfolge ich, wer die Neuen sind und wie sie heißen. Das Mädchen aus der letzten Reihe steht nur sehr kurz von ihrem Platz auf und hält sich dabei gebückt. Aber jetzt, als ihr Haarvorhang ihr nicht mehr ganz so sehr ins Gesicht fällt, sehe ich, dass sie kluge dunkle Augen hat, die hinter den runden Brillengläsern umherhuschen. Ilse Matuzek heißt sie. Beim Hinsetzen fängt sie meinen Blick auf. Obwohl sie sofort wegschaut, sehe ich noch, wie sich ein dunkler Schimmer auf ihre Wangen legt.

Später teilt Herr Steuzelrather unsere Stundenpläne aus und erzählt uns noch ein paar Geschichten. Das liebe ich an seinem Unterricht. Ihm gelingt es, aus allem eine Geschichte zu machen.

In der großen Pause strömen wir alle auf den Schulhof, um unsere Brote zu essen. Ursel steuert wie immer auf die Gruppe unserer Freundinnen zu, die in einem lockeren Kreis stehen und die Köpfe zusammenstecken. Sie scheinen über irgendetwas zu tuscheln.

Ursula drängelt sich schamlos in die Runde. »Was ist hier los? Haben wir was verpasst? Als Klassensprecherin habe ich das Recht, über alles Bescheid zu wissen.«

Einige der Mädels kichern. Nur eine schaut sie mit unverhohlener Herausforderung an. Es ist Erika Weidenpesch, eine von den neuen Schülerinnen, die vorhin mit ihrer lauten Stimme fast alle übertönt hat. Ich weiß nicht genau, wieso, aber sie ist mir unsympathisch. Vielleicht liegt es an ihrem bärbeißigen Gesichtsausdruck.

»Es geht um Ilse Matuzek«, sagt Erika und sieht dabei so selbstzufrieden aus, als würde sie ein großes Geheimnis kennen und wir alle nicht.

Meine Augen suchen automatisch nach Ilse. Sie läuft in einiger Entfernung allein über den Hof und blickt zu Boden, während sie an einem Apfel knabbert.

»Was ist mit der Ilse?«, fragt Ursula.

»Also, ihr Vater ist Pole.« Erika macht eine kurze Pause und starrt in die Runde, das Kinn vorgestreckt.

Meine Freundinnen reißen die Augen auf. Ich sehe betroffen zu Ilse. Ich habe schon oft polnische Arbeiter auf den Straßen gesehen, die ein an ihrer Kleidung befestigtes Abzeichen tragen müssen: ein violettes P auf gelbem Untergrund, das sie als Polen ausweisen soll. Einmal habe ich beobachtet, wie ein paar Hitlerjungen sie beschimpft und mit Steinen beworfen haben, und keiner hat etwas dagegen getan. Muss Ilses Vater etwa auch so ein P tragen?

»Woher weißt du das?«, fragt Ursel.

»Ich hab's mit eigenen Augen in ihrem Stammbaum gesehen. Ihre beiden Großeltern väterlicherseits waren Polen. Auch wenn sich der Vater durch die Heirat mit einer deutschen Frau unter die Deutschen geschmuggelt hat – er ist und bleibt Slawe.«

Ich versuche mir nicht anmerken zu lassen, dass sie mich verunsichert hat. Gertruds Warnung über minderwertige Rassen kommt mir in den Sinn – dass sie Parasiten seien und sich auf Kosten der rechtschaffenen Bürger bereichern. Gleichzeitig denke ich an Vatis Worte, dass alle Menschen Gottes Kreaturen sind. Außerdem sieht Ilse ganz und gar nicht aus wie ein Parasit.

Erikas Art zu reden und ihr selbstgefälliges Getue wecken meinen Widerstand und irgendwie fühle ich mich dazu verpflichtet, Ilse in Schutz zu nehmen, auch wenn ich sie nicht kenne.

»Ja, und?«, frage ich.

Erikas Augen verengen sich, als sie mich mustert. »Die Polen sind unsere Feinde. Sie haben uns angegriffen und damit diesen Krieg begonnen, in dem jetzt unsere Männer sterben.«

»Dafür kann Ilse doch nichts.«

Erika verschränkt die massigen Arme vor der Brust und durchbohrt mich mit ihrem Blick. Wie sie mit ihren Fingern auf ihre Unterarme trommelt ... Finger, die so aussehen, als könnten sie einen unterarmdicken Ast durchbrechen. Ich verschränke ebenfalls die Arme. Von so einer darf man sich nicht einschüchtern lassen.

»Außerdem hat Ilse doch eine deutsche Mutter«, füge ich hinzu. »Das macht sie zu einer Deutschen.«

»Da hat wohl jemand in Rassenkunde nicht gut aufgepasst«, höhnt Erika. »Nur gut, dass Biologie unser nächstes Fach ist. Da kannst du ja gleich noch mal nachfragen.«

»Wenn Ilse auf unsere Schule gehen darf, dann wird das schon seine Richtigkeit haben«, wirft Ursula ein, wie immer um Schlichtung bemüht.

Erika starrt mich noch einen Moment lang an, dann lässt sie die Arme sinken. »Also ich würde mich von ihr fernhalten«, brummt sie. Es klingt wie eine Drohung.

Die Pausenglocke läutet, ohne dass ich einen Bissen von meinem Brot gegessen hätte. Alle strömen zurück zum Gebäude. Auf dem Weg dorthin lasse ich mich hinter den anderen zurückfallen und passe Ilse ab. Zuerst ignoriert sie mich, doch als ich neben ihr ins gleiche Schrittempo falle, kann sie nicht mehr so tun, als gäbe es mich nicht.

»Hallo«, sage ich und lächle.

Sie schaut kaum auf.

»Ich bin Luise.«

»Ich weiß«, murmelt sie. Trotz der Lautstärke der schwatzenden Schüler um uns herum höre ich, dass sie eine tiefe, melodische Stimme hat, die gar nicht zu ihrem zierlichen Aussehen passt.

Ich mustere sie aus der Nähe, versuche aber, es nicht zu offensichtlich zu tun. »Warum hast du dich nicht zu uns gestellt?«

Sie zögert mit ihrer Antwort. Eine leichte Falte zeigt sich auf ihrer Stirn. »Ich glaube nicht«, sagt sie stockend, »dass die anderen das gewollt hätten. Vor allem ... Erika.«

»Die ist eine dumme Kuh«, rutscht es mir heraus.

Ich werde durch einen Blick von Ilse belohnt. Ihre Augenbrauen sind hochgezogen, dann muss sie grinsen und ich grinse zurück.

Als wir unseren Klassenraum erreichen, nickt Ilse mir flüchtig zu, ohne mir in die Augen zu schauen, und flutscht dann wie ein Fisch durch die Menge auf ihren Platz in der letzten Reihe. Ich setze mich neben Ursula und höre nur mit halbem Ohr zu, was sie vor sich hinplappert. Ilse wirkt, als würde sie lieber in Ruhe gelassen werden. Aber irgendwie glaube ich das nicht. Ich drehe mich noch einmal zu ihr um. Sie hat wieder diese Blase um sich herum, die sie unnahbar macht. Ein Papierkügelchen fliegt durch den Raum und trifft sie seitlich am Kopf. Das kam natürlich von Erika. Ich schüttele den Kopf. Wo sind wir denn hier? Im Kindergarten? Ilse tut, als wäre sie in ihr Buch vertieft.

Die Tür öffnet sich und Herr Beck, unser Biologielehrer, betritt das Klassenzimmer. Der Tumult der Stimmen legt sich nicht sofort. Herr Beck erinnert mich immer an eine graue Maus, klein, mit graubraunem Haar und grauen Augen, die über seiner spitzen Nase glänzen. Seine ganze Körperhaltung ist verhuscht, so als wollte er lieber nicht gesehen werden. Kein Wunder, dass ihn die meisten Klassenkameradinnen erst nicht wahrnehmen.

Selbst als er mit seiner piepsigen Stimme um Ruhe bittet, wendet kaum eine den Kopf. Ich stoße Ursula an, die sich nach hinten gedreht hat und mit Hannelore in einem BDM-Magazin blättert. Als sie sieht, dass der Lehrer den Raum betreten hat, springt sie auf und ruft laut: »Herr Beck ist im Raum. Ruhe bitte!«

Herr Beck räuspert sich und stellt die Aktentasche auf seinem Stuhl ab. Dann verschränkt er die Hände hinter dem Rücken und tritt ums Pult herum.

»Nun denn, heute habe ich etwas Besonderes für euch«, beginnt er mit seiner monotonen Stimme, die einschläfernd wirkt. »Da wir einige neue Schülerinnen haben, ist das eine gute Gelegenheit, einmal zu demonstrieren, wie wir heutzutage die Rasse eines Menschen bestimmen. Dazu kurz eine Auffrischung eurer Kenntnisse aus dem letzten Schuljahr. Wir bezeichnen die nordische Rasse als die wertvollste der uns artverwandten Rassen. Sie hebt sich hervor durch die edle Schönheit des nordischen Menschen, aber auch durch seine besonderen geistigen Fähigkeiten, seinen heldischen, kämpferischen Einsatz. Deshalb ist man darauf bedacht, gerade diese Rasse möglichst rein zu erhalten. Man spricht hierbei von Aufnordung. Um der Gefahr des Herabsinkens der nordischen Rasse zu begegnen, hat man die Nürnberger Gesetze erlassen, die verbieten, dass sich reinrassige Menschen mit fremdrassigen mischen. Danach darf ein Arier keinen Juden heiraten oder einen Menschen, der einer artfremden Rasse angehört.«

Mir ist heiß geworden, weil ich an Ilse denken muss. Ob Herr Beck ahnt, wen er in seiner Klasse hat?

Er holt ein Messinstrument aus seiner Tasche und hält es hoch. »Mit diesem Gerät kann ich Gesichtsmaße wie Nasenbreite, Stirnhöhe et cetera bestimmen. Die Gesamtheit aller Eigenschaften lässt Rückschluss auf die primäre Rasse zu. Natürlich gibt es gemischtrassige Subjekte, bei denen dann im Einzelfall entschieden werden muss, welches Erbe überwiegt. Nun bitte ich Freiwillige nach vorn.«

Es bleibt still im Raum. Ich schaue Ursula unsicher an. Wer will schon gern erfahren, ob er einer minderwertigen Rasse angehört?

»Luise, was ist mit dir?«

Ich schrecke auf. Herr Beck steht vor meinem Tisch und schaut auf mich herab, wobei er im Stehen fast genauso groß ist wie ich im Sitzen. Zum ersten Mal bedaure ich es, einen Platz in der ersten Reihe zu haben. Unwillig erhebe ich mich und gehe um den Tisch herum. Er bedeutet mir, auf dem Stuhl Platz zu nehmen, den er hinter dem Lehrerpult hervorgeholt hat. Ich fühle mich wie auf dem Präsentierteller.

Er legt sein seltsames Messgerät an meine Nase und verschiebt die zwei Greifer, sodass sie genau an meinen Nasenflügeln anliegen. Dann liest er den Wert von dem Lineal ab und notiert ihn in einer Tabelle. So geht es weiter mit der Nasenlänge, der Stirnhöhe und -breite, dem Mund ...

»Augenfarbe«, murmelt er und blickt mir in die Augen. Ich schaue starr zurück. »Blau. Haarfarbe, hellblond«, er kritzelt wieder. »Gesamterscheinungsbild ... schlank.«

Ich bekomme heiße Wangen. Wann ist es endlich vorbei? Ich fühle mich wie ein beurteilter Dressurpudel.

Schließlich lächelt Herr Beck zufrieden. »Vielen Dank, Luise.« Er wendet sich an die Klasse. »Luise ist eindeutig ein Musterbeispiel der nordischen Rasse. Ich nehme an, in deinem Stammbaum gibt es nur Menschen rein arischer Abstammung.«

»Ähm ... ich denke schon.« Meine Eltern haben wie alle Volksgenossen einen Stammbaum von sich anfertigen lassen, um zu beweisen, dass sie reinrassig sind. Ich spiele an meinen Rockfalten herum. Erikas Blick fällt mir auf. Sie hat den Mund verzogen, als hätte sie auf eine Zitrone gebissen.

Als Nächstes ist Ursula an der Reihe. Ihr bescheinigt Herr Beck nach langwierigen Messungen, der westischen Rasse anzugehören, wegen ihrer schlanken Figur und den dunklen Haaren. »Auch wenn du nicht der Herrenrasse angehörst, so zeichnet sich die westische Rasse doch durch Lebhaftigkeit und Heiterkeit aus«, tröstet Herr Beck sie. Ich muss zugeben, dass das auf Ursel recht gut zutrifft.

»Ah, möchtest du als Nächstes?«, fragt Herr Beck.

Mein Blick wandert zu Erika, die ihren Arm weit emporgestreckt hat. Sie lässt ihn sinken und steht auf.

»Ich habe eine Frage«, sagt sie.

Herr Beck blinzelt und sucht im Sitzplan nach ihrem Namen. »Erika Weidenpesch?«

»Ja.«

Er ist es nicht gewohnt, dass wir ihm Fragen stellen, aber jetzt wächst er sichtlich in die Höhe.

»Also, was möchtest du wissen?«

»Wie steht es mit der slawischen Rasse? Das sind doch Polen und Russen und all solche, nicht wahr?«

»Das ist richtig.« Er fängt wieder mit einem Monolog an, wobei er die Hände vor seinem Oberkörper verschränkt. »Die slawische oder ostbaltische Rasse ist untersetzt und kurz gewachsen, meist mit Stupsnase und flacher Stirn, zeichnet sich aus durch Charakterlosigkeit und Unstetigkeit und ist nur für niedrigere Arbeit geboren. Mit Angehörigen jener Rassen zu verkehren sollte man vermeiden.«

Erika schaut mich triumphierend an und dann zu Ilse, die sich in ihrer Ecke noch kleiner macht als vorher. Obwohl ihr die Haare wieder ins Gesicht fallen, sehe ich, dass sie dunkelrot angelaufen ist. Ich kann es ihr so gut nachfühlen. Aber um ehrlich zu sein ähnelt sie der Beschreibung, die Herr Beck geliefert hat, kein bisschen, das muss doch auch Erika zugeben. Zum Glück endet die Stunde, bevor Herr Beck dazu übergehen kann, sie auch noch zu vermessen.

[Hier kaufen](#), um weiterzulesen!